

Diskussion : Bemerkungen zu Dieter Groh, "Strategien, Zeit und Ressourcen", Heft 5/1986 der SGWSG

Autor(en): **Cabalzar, Gion Pieder / Galizia, Michele / Psota, Thomas**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Gesellschaft für Wirtschafts- und Sozialgeschichte
= Société Suisse d'Histoire Economique et Sociale**

Band (Jahr): **6 (1988)**

PDF erstellt am: **25.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-8369>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

DISKUSSION

Bemerkungen zu: Dieter GROH,
"Strategien, Zeit und Ressourcen", Heft 5/1986 der SGWSG,
 von

Gion Pieder CABALZAR, Michele GALIZIA, Thomas PSOTA

Der Historiker Dieter Groh befasst sich in seinem Aufsatz *"Strategien, Zeit und Ressourcen. Risikominimierung, Unterproduktivität und Mussepräferenz – die zentralen Kategorien von Subsistenzökonomien"* mit Fragen der Subsistenzökonomien. Er *"wildert"* damit laut eigenen Angaben im *"lachfremden Wald"*. Das ist für uns Ethnologen und *"Waldbesitzer"* von Interesse. Auch uns beschäftigt regelmässig das Verhältnis der beiden Fächer hinsichtlich Arbeitsmethoden und -begriffen. Seit einiger Zeit gerät die Ethnologie zusehends ins Blickfeld oder gar ins Beschäftigungsgebiet von Historikern. Die Gründe, die mit den je spezifischen Bedingungen und Erfahrungen der beiden Fächer zu tun haben, interessieren uns hier jedoch nicht.

Groh hat die Ergebnisse seines *"Wilderns"* an der Tagung der Schweizerischen Gesellschaft für Wirtschafts- und Sozialgeschichte vom November 1985 in Bern in einem Leitreferat präsentiert (Groh, 1986), wobei ihnen ein kräftiges Rucksäcklein in Form einer Bibliographie von stolzen 207 Titeln angehängt ist. Diese mehrheitlich ethnologische Fachliteratur wird kaum von vielen Historikern rezipierbar sein. Wir verstehen unseren Beitrag deshalb in erster Linie als Lesehilfe für ethnologisch interessierte Historiker, als Teil einer noch fortzuführenden Diskussion.

- Abschnitte:
1. Erkenntnisziel
 2. Methode
 3. Begriffe
 4. Quellen
 5. *"Embeddedness"* und ihre Folgen für die Theorie
 6. Subsistenz und Markt respektive Märkte
 7. *"Dual Economy"* und *"Moral Economy"*
 8. Schluss

1. Erkenntnisziel

Nach den Worten des Autors gehört sein Beitrag *"eher in den Bereich soziologischer Kategorienbildung als in den geschichtswissenschaftlichen Überlegungen"* (S. 3). Tatsächlich ist dabei ein doppeltes Anliegen auszumachen. Zum einen wird *"... derjenige Leser, der die jüngste Diskussion im Bereich von Evolutionstheorie (z.B. Markl) (sic) und Soziobiologie (z.B. Axelrod 1984; Lumsden, Wilson 1981; Ortner 1983; Spaemann, Koslowski, Löw 1984) verfolgt hat..."* - und das haben wir doch alle, nicht wahr? - zum Bemerken gebracht, *"... dass mein Erkenntnisinteresse letztlich auf eine allgemeine Theorie zielt, die zwischen Evolutionsbiologie und Anthropologie angesiedelt ist..."* (S. 11). Zum anderen gehe es, weil der zweite Schritt nicht vor dem ersten getan werden kann, vorerst darum, mit der Kategorie *"Risikominimierung"* den *"... harten Kern der sozialen Logik von Subsistenzökonomien und damit von deren Verhaltensregeln und Handlungsnormen..."* zu erklären (S. 11).

Die Motivation ist verständlich, steht doch die Geschichtswissenschaft vor dem Problem, den Gehalt von Ökonomien zu erklären, welche früheren Epochen angehören, und von denen *"Residualformen"* anscheinend noch in heutiger Zeit existieren. Groh sucht nun nach dem Kern der Andersartigkeit oder eben dem Stein des Weisen. Theoretische Ansprüche werden gesetzt, welche Beatrix Mesmer *"nicht ganz wohl bei der Sache"* (1986: 43) sein lassen. Die Reduktion der sozialen Logik auf eine Kategorie macht sie *"stutzig"*. Weniger die Tatsache der Risikominimierung als solche interessiert sie, sondern die Untersuchung der Formen, der Arten und der Mittel. Man könnte das Wo, das Wann und das Warum anfügen - um auszudrücken, dass das Gewicht auf der Untersuchung der Vielgestaltigkeit von *"Subsistenzökonomien"* liegen sollte und der Anteil dessen bestimmt werden müsste, was der Autor den betreffenden Gesellschaften als *"harter Kern"* ihrer sozialen Logik unterlegt.

2. Methode

Ausgehend von der Tatsache, dass sich *"... die soziale Logik von Subsistenzökonomien von kapitalistischen Marktökonomien unterscheidet..."* (S. 10), wählt der Autor - ohne weitere Erklärungen - sechs kategoriale Differenzen aus, welche da sind:

- 1) Unterproduktivität versus Produktionsmaximierung;
- 2) Mussepräferenz versus Maximierung materiellen Nutzens aus höchstmöglicher Arbeitsleistung;
- 3) Risikominimierung versus Ertragsmaximierung;
- 4) Gebrauchswertorientierung versus Tauschwertorientierung;
- 5) Das Prinzip *"ausreichende Nahrung"* versus Profitprinzip;
- 6) Gruppeneinkommen versus individuelles Einkommen.

Die beiden letzten Kategorien will er nicht behandeln, weil sie mit den ersten vier eng verbunden seien. Er kann sich deshalb auf *"Unterproduktivität"*, *"Mussepräferenz"* und *"Risikominimierung"* beschränken - also auf drei Katego-

rien, die vierte fällt stillschweigend weg. Weiter: "*Ich will in einem nächsten Schritt mein reduktionistisches Verfahren noch weiter radikalisieren...*" - die restlichen drei liessen sich nämlich auf eine einzige reduzieren: "*... die Vermeidung oder Minimierung von Risiko...*" (S. 11).

Reduktionismus ist hier das eine. Bedauerlich ist obendrein, dass in einem solchen Verfahren Kategorien einfach verloren gehen (4.), wegen ihrer behaupteter engen Verbundenheit mit den anderen nicht behandelt (5., 6.) oder einfach als auf eine andere reduzierbar erklärt werden (2., 3.). Was sich unseres Erachtens im Anschluss an dieses Verfahren nur schwer erklären lässt: Weshalb sind gerade die genannten Kategorien gewählt worden, und warum sind diese Kategorien, die doch gemäss dem Autor ein Regelsystem bilden sollen, auf eine einzige reduzierbar? Mit einem ökologischen Ansatz, welcher das Systemische betont, hat dieser Weg wenig gemeinsam.

Variablen lassen sich nicht analysieren, wenn sie aus dem System isoliert werden. Genau das aber macht Groh mit seiner Reduktion. Müsste nicht zuerst untersucht werden, was die Interaktionen der einzelnen Kategorien sind, wenn internale oder externale Einflüsse Instabilität oder Veränderungen verursachen? Damit könnte ein induktives Vorgehen eingeleitet werden, welches einerseits sowohl die Reduktion wie die Kategorien überhaupt in Frage stellen würde, wie andererseits die vielschichtigen Quellen mitberücksichtigen müsste. Erst so könnte das Eingebettetsein solcher Oekonomien tatsächlich dargestellt werden. Bringt dagegen ein Verfahren wie jenes von Groh, wie Mesmer (1986: 48) feststellt, nicht gerade die Unterschiede zum Verschwinden, die es erklären soll?

Tatsächlich trägt der Autor mit seinem radikalen reduktionistischen Verfahren weder den räumlichen noch den zeitlichen Dimensionen Rechnung, in welchen Subsistenz eine Rolle spielt. Zentrale Momente innerhalb der in Frage stehenden Gesellschaften, wie Hierarchie und Technologie, werden lediglich als Vehikel zur Realisierung des supponierten harten Kerns der sozialen Logik betrachtet. Das Ziel der Dekodierung der sozialen Logik, oder besser der sozialen Logiken, kann nicht mit einem Passepartout erreicht werden, welcher sich im wesentlichen als Negativableitung einer zentralen Kategorie der kapitalistischen Marktwirtschaft entpuppt. Abgesehen davon erscheinen uns die von Groh vorgestellten Kategorien für "*unser Wirtschaftssystem*" (S. 10) als teilweise unkorrekt (weder "*Produktionsmaximierung*" noch "*Maximierung materiellen Nutzens aus höchstmöglicher Arbeitsleistung*" sehen wir als gültig an). Es stellt sich immer noch die Frage nach dem Wirkungsbereich einer sozialen Logik. Selbst wo kapitalistische Produktion herrscht, sind nicht alle Akteure der gleichen Logik unterstellt, vielmehr bewegen sie sich im Einflussbereich verschiedener, nicht nur ökonomischer Logiken. Die Vermittlung einer auf einer bestimmten Ebene wirkenden Logik kann, wie in unserem Falle, über verschiedene Kanäle laufen - die Ueberlegungen von Marx zum Warenfetischismus zeigen einen Ansatz auf. Für Groh, obwohl er die Marxschen Kategorien "*Tauschwert*" und "*Gebrauchswert*" ins Spiel bringt, fallen diese Möglichkeiten weg, weil sie im Verlaufe des reduktionistischen Verfahrens als vierte kategoriale Differenz schlicht vergessen werden.

Die Dekodierung der sozialen Logiken kann unseres Erachtens nur historisch-spezifisch und nicht theoretisch-reduktionistisch geschehen - und für dieses Vorgehen brauchen wir Theorien und keine einfachen Gussformen.

3. Begriffe und deren Probleme

In diesem Abschnitt wollen wir auf drei in Grohs Arbeit zentrale Begriffskomplexe eingehen: Arbeit und Musse, Unterproduktivität und Risikominimierung.

Der Begriff der Arbeit wurde von verschiedenen Ethnologen schon oft und sehr differenziert analysiert. Obwohl Abgrenzungs- und Berechnungsprobleme offenkundig sind, geht der Autor nur oberflächlich darauf ein.

Untersuchungen haben gezeigt, wie schwierig es in solchen Gesellschaften ist, mit Massstäben unserer eigenen Oekonomie zu messen, um Arbeitsleistung, Flächenenerträge usw. zu erfassen. Dies führte zu Modellen wie dem der *"affluent society"* bei rein aneignenden Wildbeutergesellschaften (Sahlins) oder, wenn auch differenziert, zur Oekonomisierung von Gesellschaften (Godelier).

Im Unterschied zu kapitalistischen Systemen, wo Arbeit Warencharakter hat und marktfähig ist, ist in nichtkapitalistischen Gesellschaften die Arbeit in einen sozialen Kontext eingebettet, der ihr einen sinnerfüllten objektiven Wert verleiht.

Wo in nichtindustriellen Gesellschaften Arbeitskapazität brach liegt, ist es meist nicht eine Auswirkung von Mussepräferenz. Es handelt sich vielmehr um saisonbedingte Strukturprobleme eher abgeschlossener dörflicher Oekonomien: Arbeitsspitzen, in denen jede verfügbare Arbeitskraft nötig ist, gefolgt von Zeiten erzwungener Untätigkeit. Untätigkeit, die fälschlicherweise als Musse interpretiert wird.

Musse als Gegensatz und zugleich komplementäre Kategorie zur Arbeit bleibt in diesem Zusammenhang ein unbrauchbarer, inhaltlich nicht ausgefüllter Begriff.

Wie inoperabel der Begriff Musse ist, lässt sich deutlich am *"zeremoniellen Austausch"* nichtkapitalistischer Gesellschaften aufzeigen. Feste und zeremonieller Tausch, die nach Groh in die Kategorie Musse fallen, lassen sich besser mit dem Begriff *"Festleistungen"* umschreiben. Meistens handelt es sich dabei ja um eine aufwendige *"Produktion"* sozialer Beziehungen (um in ökonomischen Kategorien zu sprechen). Feministische Studien haben darauf hingewiesen, dass die psychische Reproduktion von Arbeitskraft, als *"Beziehungsarbeit"* angesehen werden sollte. Auch lange und eingehende Gespräche über Arbeitsprozesse und Arbeitskooperation vermitteln die notwendigen Kenntnisse und Organisationsformen, die für den Fortbestand der Gesellschaft notwendig sind. Sie lassen sich mit Mussepräferenz nur ungenügend charakterisieren. Das gleiche gilt für Agrarrituale, die sich schwerlich mit dem Begriff Mussepräferenz fassen lassen. In vielen Gesellschaften in Südostasien werden sie zum Beispiel im Zusammenhang mit dem Begriff für die jeweilige Feldarbeit bezeichnet.

"Als Unterproduktivität bezeichne ich das Phänomen, dass Menschen oder Tiere das von ihnen bewohnte Gebiet, ihre ökologische Nische, nicht bis zur höchstmöglichen Grenze ausnutzen, sondern deutlich unter dieser Grenze bleiben." (S. 12)

Der Begriff *"Unterproduktivität"* lässt sich schwer mit den als grundlegend erachteten Kategorien Mussepräferenz und Risikominimierung in Zusammenhang bringen. Dabei handelt es sich um einen der utilitaristischen Logik entlehnten Begriff (was auch Groh bestätigt) (S. 12 f.), der nichtindustriellen Produktionsweisen, die keine Arbeitsrationalisierung kennen, von

aussen aufgesetzt wird. Abgesehen davon ist nicht einzusehen, weshalb "*Unterproduktivität*" undifferenziert mit *Tragfähigkeit* in Zusammenhang gebracht wird (S. 12). Damit wird ein wissenschaftlich errechenbarer, potentieller Wert der Nutzung durch eine Tribal- oder Agrargesellschaft gegenüber gestellt. Eine Logik, die mit "*Inputs*" rechnet und von Arbeitsrationalisierung ausgeht, wird einer Logik gegenübergestellt, die tendenziell langfristige Tragfähigkeit durch ausgeglichene Ernteerträge und gleichbleibenden Bodenbedarf gewährleisten soll. Der Boden wird bei Tribal- und Agrargesellschaften immer einem Selektionsprozess unterzogen: Böden schlechterer Qualität werden erst dann bewirtschaftet, wenn diejenigen guter Qualität ausgelaugt sind. Eine Selektion von Böden - auch im Brandrodungsfeldbau, der von Groh als unterproduktiv dargestellt wird - findet statt, weil uneingeschränkte Inputs nicht möglich sind. Dies weist auf ein Verhalten hin, das eher auf Ressourcenoptimierung als auf Unterproduktivität schließen lässt. In kapitalistischen Gesellschaften hingegen, in denen eine intensive Nutzung möglich wäre und auch Inputs nichts im Wege stehen würde, hindert der aus den Produktionsverhältnissen resultierende unterschiedliche Zugang zu Land einen Einsatz aller Produktionsmittel. Das würde wohl eher Unterproduktivität entsprechen.

Der für Groh zentrale Begriff der "*Risikominimierung*" wird von ihm sehr undeutlich gehandhabt. Absichten der Risikovermeidung sind in allen sozio-ökonomischen Strategien festzustellen, können also schwer zur Charakterisierung einer bestimmten herhalten. Unklar bleibt auch, welche Risiken minimiert werden. Es entsteht der Eindruck, die Risikovermeidung werde negativ von der Ertragsmaximierungsstrategie kapitalistischer Gesellschaften abgeleitet. Groh spricht letztere den Subsistenzgesellschaften ab. Die Reduktion des ökonomischen Handelns auf eine Dimension verunmöglicht es ihm einerseits mit Strukturproblemen umzugehen, die eine sehr unterschiedliche Streuung von Risiko in abgeschlossenen dörflichen Oekonomien bewirkt. Andererseits kann er durchaus vorhandene Kapitalakkumulation, Innovationsfreudigkeit und letztlich endogene Entwicklung nicht erklären.

4. Quellen

Die umfangreiche Literaturliste weckt die Hoffnung, Groh habe sich eingehend mit der ethnologischen Literatur befasst. Als Ethnologen und "*Waldbesitzer*" wollen wir uns das Resultat seines "*Wilderns*" genauer ansehen.

Thematisch setzt sich die Literaturliste hauptsächlich aus zwei Strängen der ethnologischen Forschung zusammen: Oekonomie und Oekologie. Eine vielversprechende Ausgangslage, da in der Ethnologie erst in neuester Zeit versucht wird, diese beiden Richtungen zusammenzuführen. Groh jedoch beschränkt sich weitgehend auf Diskussionen der 60er Jahre. Damals trat innerhalb der ökologischen Debatte (siehe Steward, Rappaport wie auch teilweise Godelier) der Funktionalismus in neuen Kleidern auf¹. Die Beschränkung auf diese Literatur erklärt die Uebernahme reduktionistischer und mechanistischer Modelle.

1) Der Funktionalismus reduziert die Kultur auf die Aufgabe, die Befriedigung individueller und gesellschaftlicher Bedürfnisse zu gewährleisten. Die so verdinglichte Kultur ist statisch, Konflikte sind nur als Störfaktoren erklärbar, Entwicklung letztlich nur auf externe Einflüsse zurückführbar.

Die "*Grands Classiques*" der Anthropologie werden nicht diskutiert, sondern zitiert. So zum Beispiel Malinowski, dessen reichhaltiges Material zu den (von Groh aus ihrer melanesischen Heimat umgesiedelten) "*polynesischen*" Trobriandinsulanern gerade zum Kapitel Tausch einiges beizutragen hätte, stellt er doch die Formen des Ueberganges von stark verwandtschaftlich bestimmter Güterzirkulation bis zum offenen "*Feilschhandel*" dar. Mauss und Polanyi müssten im Lichte der neueren Erkenntnisse reinterpreted werden.

Für die bedeutende Diskussion innerhalb der marxistischen französischen Ethnologie ist Godelier allein zuwenig repräsentativ und innerhalb der jüngeren bundesdeutschen Diskussion kommen die Bielefelder Beiträge zu kurz. Darüber hinaus weist die Literatur gravierende Lücken auf.

Allgemein fehlt der Einbezug des Kontextes der zitierten Werke, sowie die von diesen ausgelöste Diskussion. Etwa bei Steward, von dem nur ein zweitrangiger und in seinen Aussagen von ihm selbst später relativierter Artikel zitiert wird. Es werden jene nicht berücksichtigt, in denen er versuchte, Evolutionstheorie und ökologische Ansätze zu vereinen. Bei sämtlichen Autoren wird die Entwicklung im Werk eines Autors ausser Acht gelassen, zum Beispiel bei Rappaport, der schon in den 60er Jahren die heute von Groh entdeckten Positionen vertrat, seither jedoch immer umfassendere, "*systemische*" Ansätze verfolgt.

Groh geht mit ethnologischen Texten um, als handle es sich um historische Quellen: Aus ihrem Zusammenhang gelöste, über Jahrhunderte gerettete Fakten ohne Zugang der sie erzeugenden Menschen. Ethnologische Arbeiten kommen jedoch anders zustande. Informationen stammen von lebendigen Menschen. Der Forscher muss sie erst mal wahrnehmen, um sie dann aus der Ueberfülle des Lebendigen gezielt auf seine Forschungsfrage(n) zu reduzieren. Er selbst ist Forschungsinstrument und steht mit seiner Sensibilität und Interpretationsfähigkeit (und -freudigkeit) immer zwischen uns und der "*Realität*".

Groh fehlt unseres Erachtens die Sensibilität und Differenziertheit im Umgang mit ethnologischen Arbeiten. Es ist ein Unterschied, ob mit vorwiegend schriftlichem Quellenmaterial gearbeitet wird, welches durch eine innerfachliche Auswahl einem Läuterungsprozess unterzogen wurde, oder mit ethnologischen Quellen, welche in einem Gesamtzusammenhang stehen müssen und häufig mit oral tradiertem Quellenmaterial verbunden sind.

Es beschleicht uns der Eindruck, die ethnologische Literatur werde als Steinbruch betrachtet, aus der man sich versatzstückweise holen kann, was einem beliebt. Vergleicht man zum Beispiel Groh's Literaturliste mit der von Orlove (einem Reviewartikel über ökologische Anthropologie von 1980, in einer renommierten und allgemein zugänglichen Zeitschrift) muss man vermuten, dass nur jene Werke ausgewählt wurden, die in sein Gedankenschema passen. Als neustes Übersichtswerk wird Bennet ('76) angegeben, ein sicher verdienstvoller Wurf, der aber sehr dem Aufbruchgeiste der späten 60er Jahre verpflichtet ist. Ellen ('82) dagegen bleibt unberücksichtigt, obwohl er viel aktueller autoritativ die weiteren und neusten Entwicklungen einbezieht und analysiert. Wie gefährlich die Auswirkung des Drangs ist, Belegmaterial ungeprüft zitieren zu wollen, liesse sich an vielen Beispielen nachweisen. Wir wollen nur eines herauspicken.

Auf Seite 24 zitiert Groh zum Thema "*Risikominimierung und Widerstand gegen Innovationen*" das Beispiel der Amhara in Aethiopien. Da er die Informationen nur aus der Sekundärliteratur kennt (McCloskey '76), sind Fehler vorprogrammiert. Der Autor - Allan Hoben - untersuchte während seiner Feld-

forschungen nicht die Landreform, sondern die traditionellen Besitz- und Eigentumsverhältnisse (Hoben '73). Im Artikel, aus welchem das Material, auf das sich McClosely bezieht, stammt (Hoben '72), analysiert er im Sinne einer praktischen Anwendung ethnologischen Wissens, Möglichkeiten und Bedingungen einer Landreform. Eine solche hatte zu der Zeit noch gar nicht stattgefunden. Die zitierten bewaffneten Aufstände betrafen eine Steuerreform. Diese wurde zwar im Zusammenhang mit einer möglichen Landreform gesehen, doch diese sollte nicht, wie Groh schreibt, zur Zusammenlegung grosser Landflächen führen, sondern hatte die Individualisierung der Landrechte zum Ziel. Bis dahin wurde über Zugang zu Land im Spannungsfeld zwischen individuellen Ansprüchen und Ambitionen und gemeinschaftliche Entscheidung entschieden.

Vor allem aber hat Grohs Schlussfolgerung wenig mit dem Material zu tun. In Hobens Arbeit geht es gerade nicht um monokausale Erklärungen, sondern darum, die komplexen historischen, kulturellen, sozialen Hintergründe und die individuellen Strategien, die zur von ihm erwähnten Landverteilung führen, in ihrer ganzen Vielschichtigkeit darzustellen. Der von Groh zitierte Satz (S. 26), der auf Risikominimierungsstrategien schliessen lässt, stellt im Text (Hoben '72: 578) nur eine Nebenbemerkung dar und soll erklären, warum den Bauern die Zerstreutheit ihre Parzellen unbedenklich erscheint. Hoben geht aber in seinen Erklärungen gerade vom Gegenteil aus, nämlich der Absicht der Bauern, ihre Gewinne zu maximieren (oder zumindest, wenn sie nicht über genügend Macht verfügen, ihre Ressourcen zu optimieren):

"Proposals to individualise land tenure are, in effect, proposals to abolish the rist system, and the descent corporations through which each person has inalienable potential claims to a share of numerous, widely scattered land tracts. But there can be no doubt that, at present, Gojjam Amhara farmers do not want such a change in the rules under which they compete with one another for land. ... (the) way of allocating land to people... is also a way of allocating people to available land in accordance with their social and political prominence. It serves to move people from communities which are densely populated to ones which are not; and, at the same time, it allocates individuals with unusual political skills the lands commensurate with their political attainments. It is thus a method of adjusting the actual ecology of an agrarian society to the political realities of a competitive and fluid polity..."
(Hoben '72: 579).

5. "Embeddedness" und ihre Folgen für die Theorie

Groh weist zwar darauf hin, dass der Substantivisten-Formalisten-Streit passé sei, doch wischt er die Diskussion gar zu schnell vom Tisch. Seine Anliegen betreffen nämlich einen zentralen Punkt des Streites: Ob es heuristisch sinnvoll sei, durch Quantifizierung verschiedene Gesellschaften zu vergleichen (S. 21). Dies ist eine Übung, die nur möglich ist, wenn dieselben Kategorien ohne Relativierung auf unterschiedliche Bedingungen angewendet werden. Ohne auf die Auseinandersetzung einzugehen, bejaht er leichtmütig die Frage.

Er dringt auch nicht zum eigentlichen Grundproblem des Streites vor. Wie die Formalisten (Anhänger der neoklassischen Wirtschaftstheorie und überzeugt von deren universalen Gültigkeit) und die Substantivisten (welche vom grund-

legend andersartigen Charakter primitiver Oekonomien ausgehen) trifft er sich in einem Punkt: in der Anerkennung der neoklassischen Wirtschaftstheorien für unsere Gesellschaft (vgl. M. Riesebrodt), einer Position, die notwendigerweise durch marxistische Anthropologen kritisiert worden ist. A.G. Frank fügte der Diskussion die für uns entscheidende entwicklungspolitische und damit historische Dimension hinzu. Seine lapidare Bemerkung zum Streit:

"It is of less then credit to these protagonists... to contest a race between astronauts and cosmonauts to a planet where no one lives, no matter who wins." (Frank '70: 67).

Nimmt man die Franksche Position ernst, so ergeben sich ernsthafte Anschlussfragen bezüglich Subsistenz und Idealtypus, respektive die Repräsentativität von Wildbeutergesellschaften für das zu konstruierende Modell.

Eine wichtige Frage wurde von Polanyi, dem Vater der Substantivisten, aufgeworfen: Diejenige der *"Embeddedness"*, des *"Eingebettetseins"* der Oekonomie in den grösseren Kontext einer traditionellen Gesellschaft.

"Unsere" Oekonomie dagegen sei nicht eingebettet, wie im übrigen andere *"Teilbereiche"* unserer Gesellschaft auch nicht. Diese Dichotomie kann im Lichte der jüngeren gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Entwicklung nicht als das Hauptkriterium zur Unterscheidung herbeigezogen werden. Um es vereinfacht zu sagen: Jede Oekonomie ist eingebettet - allerdings produziert *"unsere"* kapitalistische Oekonomie zusätzlich den Schein einer relativen Selbständigkeit. Nach den Ursachen dieser Bedingungen ist zu fragen, und Marx hat mit seiner Kapitalanalyse ein Instrument bereitgelegt. So unterscheidet sich unseres Erachtens die primitive Oekonomie durch eine andere Logik und Dynamik (weil beruhend auf Gebrauchswerten) von der kapitalistischen Oekonomie, die durch die Dominanz des Tauschwertes und der daraus notwendigerweise folgenden Gesetze (Profit, unkontrollierte Expansion etc.) eine Gesellschaft hervorgebracht hat, welche durch die Gesetze der Oekonomie bestimmt wird, anstatt die Oekonomie selber zu bestimmen.

Allerdings: Wo Subsistenz besteht, sind die Verwurzelung der Individuen in einer Gemeinschaft und ihre sozialen Bedürfnisse der Motor des ökonomischen Prozesses. In der kapitalistischen Oekonomie werden diese Bedürfnisse sekundär.

Damit muss der Aspekt der *"embeddedness"* bei der Analyse von Subsistenzgesellschaften im Auge behalten werden. Wir dürfen nicht sektoriell vorgehen, müssen entsprechende Begriffe schaffen und zur Kenntnis nehmen, dass streng genommen bereits der Begriff der Subsistenzökonomie dem Gegenstand nicht angepasst ist. Genausowenig, wie demzufolge der auch bei Groh zentrale Begriff der Arbeit (vgl. Abschnitt 3.).

Nähme Groh die Konsequenzen seiner eigenen Aussagen ernst, müsste er schliessen können, dass sich *"embeddedness"* und sein reduktionistisches Vorgehen widersprechen.

6. Subsistenz und Markt resp. Märkte

Der Autor versucht zum einen, die Subsistenzökonomien aus sich selbst heraus zu fassen, um sie zum andern dann an der kapitalistischen Marktökonomie zu messen. Er schreibt:

"Als Subsistenzökonomie bezeichne ich solche Oekonomien, in denen die wichtigsten Mittel zum Leben und zum Ueberleben im weitesten Sinne im Haushalt, Dorf oder Stamm erzeugt werden und deren Handlungsorientierungen und Normen bestimmt werden durch das, was jeweils gruppenspezifisch als "gutes und richtiges Leben", als "ausreichende Nahrung" und ähnliche sozialregulative Ideen definiert wird." (S. 9).

Subsistenzökonomien, als "eingebettete" Oekonomien, seien stets materiell und kulturell definiert, und noch nicht auf ein Wachstumsparadigma hin orientiert. Und in subsistenzwirtschaftlichen Zusammenhängen gebe es meist auch Märkte und Warentausch.

Eine Definition also, welche auf den gängigen Aspekt der Selbstversorgung zielt, gleichzeitig "Subsistenz" und "Subsistenzökonomie" als austauschbar erscheinen lässt.

Wir haben es da mit einem riesigen Gemischtwarenkorb zu tun, welcher ungefähr alles beinhaltet, was nicht "kapitalistische Marktökonomie" ist (allenfalls mit Ausnahme der einmal erwähnten "Oekonomien verwaltungswirtschaftlichen Typus") - über grosse zeitliche und geographische Räume hinweg. Dementsprechend schwierig gestaltet sich auch die Handhabung einer so breit angelegten Definition.

Betrachten wir ein weiteres Beispiel eines solchen Zugangs, welches noch klarer ausdrückt, was von Groh mit seinem Ansatz gemeint sein könnte:

"Par subsistance il ne faut pas comprendre la subsistance alimentaire immédiate (théorie des besoins primaires...): il s'agit bien de la satisfaction des besoins sociaux nécessaires à la vie (à la «subsistance», à la reproduction sociale) d'un individu ou d'une famille dans un cadre donné. Il ne faut pas non plus entendre «autosubsistance»: au niveau de la production agricole, cette logique de la subsistance ne s'oppose pas, contrairement à ce qu'on a souvent dit, à la vente des surplus (mil, riz) ou à l'introduction de cultures de traite (arachide): bien au contraire la vente sur le marché elle-même correspond à une stratégie de subsistance (pour acquérir du numéraire indispensable à la reproduction sociale) et se distingue par là des stratégies spéculatives (commerçants) ou «capitalistes» (accumulation pour l'investissement)." (De Sardan, 1986)

Das ist offenbar gemeint, wenn der Autor von "Warentausch und Märkten in subsistenzwirtschaftlichen Zusammenhängen" spricht. Subsistenz wird hier sehr weit gefasst.

Groh schreitet weiter im Vergleich. Er meint: "Ich meine, dass sich die soziale Logik von Subsistenzökonomien qualitativ von der sozialen Logik von kapitalistischen Marktökonomien unterscheidet." (S. 10). Das ist eine alte Erkenntnis, welche strenggenommen nicht extra neu gemeint zu werden braucht. Auf Seite der Subsistenzökonomien werden dann als kategoriale Differenzen zur kapitalistischen Marktökonomie ins Feld geführt: Unterproduktivität, Mussepräferenz, Risikominimierung, Gebrauchswertorientierung, das Prinzip ausreichende Nahrung und Gruppeneinkommen (vergl. Abschnitt 2.).

Nichts gegen kategoriale Differenzen, auch nichts gegen den Ansatz der Selbstversorgung als einen der Grundzüge von Subsistenzökonomien. Ist aber, in einer solchen Demarche, klar auszumachen, ob es sich um Subsistenz als Prinzip, als Oekonomie oder gar als Gesellschaft handelt? Wir meinen: nein, und daraus erklären sich letztlich einige der Schierigkeiten im Umgang mit dem Text. Diese Schwierigkeiten werden spätestens da offenbar, wo die Frage des Austausches, des "*Marktes*" hineinspielt. Es gebe in subsistenzwirtschaftlichen Zusammenhängen "*meist auch Märkte und Warentausch*" (S. 9) - ein altes Problem innerhalb der Subsistenzökonomie. Wo hört die Subsistenz auf, wo fängt der Markt an? Oder sind Austausch und Markt nur Teilgrößen einer Obereinheit Subsistenz?

Eine sinnvolle Unterscheidung kann gemacht werden, wenn wir von Prinzipien ausgehen. Einem Austausch, insbesondere einem wie auch immer gestalteten Markt, liegen andere Prinzipien zugrunde als einer direkten Selbstversorgung, selbst wenn beide sich unter dem Schirm einer geordneten, "*sozial-regulativen Idee*" abspielen. Märkte (das zeigt die Anthropologie an zahllosen Beispielen auf), beherbergen zumindest potentiell eine von der Subsistenzlogik abweichende Dynamik (wobei Markt nicht gleich Markt ist). Ethnographische Beispiele belegen, dass wir, innerhalb der zahlreichen Formen, Abstufungen im Uebergang von stark verwandtschaftlich eingebundenen Zirkulationen bis zu offenen "*Güter*"- oder "*Warenmärkten*" finden, Warenmärkte auch, die erst noch nichts mit kapitalistischer Produktion zu tun haben müssen.

Das der ganzen Schwierigkeit zugrundeliegende Problem ist, wie angedeutet, die ungenügende Auseinanderhaltung von Prinzip (oder Logik), Oekonomie und Gesellschaft. Oder anders ausgedrückt: in der Nichtunterscheidung von Produktionsweise (geprägt durch ein zentrales Muster und dessen Potentialität) und sozioökonomischer Formation (als Wechselspiel verschiedener vorhandenen Muster) gegenüber der Gesamtgesellschaft.

Mit einer solchen Definition der Subsistenz ist aber eine Annäherung auf dem weiterführenden Komplex der "*Dual Economy*" nicht möglich.

7. "*Dual*" und "*moral economy*"

Grohs Vorgehen, aus der Gegenüberstellung zweier als grundsätzlich andersartig betrachteten Oekonomien Schlüsse zu ziehen, ist nicht besonders originell: Es handelt sich um ein Standardverfahren in der Ethnologie. Wir brauchen deshalb keine neuen Argumente vorzubringen und greifen lieber auf allgemein akzeptierte Kritiken zurück.

Die Kategorien, die Groh zur Charakterisierung der Subsistenzökonomien heranzieht, sind in verkürzter Form den "*moral economists*" entlehnt.

Der Ansatz der "*moral economists*" (als wichtige Exponenten seien Scott², Wolf und Migdal erwähnt) stammt aus den 60ern und frühen 70ern. Ausgangspunkt war die Annahme, bäuerliche Gesellschaften seien grundsätzlich anders als Industriegesellschaften. Gängige Theorien enthielten zum Beispiel bis anhin nur ungenau Gründe, die Zeitpunkt und Stossrichtung von Bauernaufständen zu erklären vermochten. Doch die "*moral economists*" gerieten bald ins Kreuzfeuer der Kritik. Dabei profilierten sich vor allem die "*political economists*"

2) der das Konzept vom Historiker Thompson (166: 203) übernimmt.

(allen voran Popkin). Die sich daraus ergebende Auseinandersetzung erinnert stark an den erwähnten Substantivisten-Formalisten Streit. Die Sichtweise verschob sich dabei aber von der Auseinandersetzung um die Position des Oekonomischen zu umfassenderen gesellschaftlichen Problemstellungen. Dadurch gewinnt sie an Relevanz für einen ökologischen Ansatz, besonders aber auch für Ansätze, die wie derjenigen von Groh von der *"embeddedness"* der Oekonomie in diesen Gesellschaften ausgehen. Wir wollen im folgenden vorerst die Hauptmerkmale der *"moral economy"* so zusammenfassen, dass ersichtlich wird, wie weit sich Groh darauf abstützt. In einem zweiten Schritt soll eine Zusammenfassung der Kritik aufzeigen, dass der Ansatz in der Form und deshalb erst recht nicht in Grohs verkürzter Fassung haltbar ist (vgl. Hartmann '81).

Entsprechend den *"Moral Economists"* sind Bauern:

- grundsätzlich gegen den modernen Warenmarkt eingestellt und haben eine Abneigung gegen die kommerziellen Mechanismen des Kaufens und Verkaufens
- ziehen das Gemeinschaftseigentum dem Privateigentum vor
- leben vorwiegend in geschlossenen Dorfgemeinschaften.
- Ihre Rationalität ist auf die Gemeinschaft orientiert, da erst diese das Ueberleben des Einzelnen sichert.
- Ihre sozialen Beziehungen sind moralisch-ethisch geprägt und beschränken sich meist nicht auf einseitige, z.B. rein ökonomische Bindungen, sondern umfassen ein ganzes Bündel an Interessen.
- Die Sicherung der Subsistenz im weitesten Sinn ist für die Bauern die zentrale Motivation ihres Handelns
- Die wichtigste Strategie zur Sicherung des Subsistenzniveaus ist das *"safety first"* Prinzip. Danach geht es darum, möglichst nicht das Risiko einzugehen, unter das Subsistenzniveau abzusinken und dies nicht durch Gewinnmaximierung gefährden zu wollen.

- Eine *"Duale Oekonomie"* betrachten die *"moral economists"* als den ersten Schritt in Richtung Auflösung der bäuerlichen Gesellschaft. Für den Markt werde erst dann produziert, wenn die Bedürfnisse nicht mehr im Rahmen traditioneller Institutionen befriedigt werden können. Solange diese aber noch einigermaßen funktionieren, werden die Bauern nur nebenbei für den Markt produzieren.

Die *"political economists"* zweifeln nicht pauschal die Analysen der *"moral economists"* an. Sie anerkennen durchaus, dass viele Charakterzüge bäuerlicher Subsistenzgesellschaften präzise erkannt werden. Nur betrachten sie diese lediglich als Symptome und zweifeln an ihrem erklärendem Gehalt.

Ihrer Ansicht nach müsse die Analyse von der generalisierenden und undifferenzierten Gemeinschaftssicht auf die individuelle Ebene transponiert und diese mit Hilfe von entscheidungs- und spieltheoretischen Ansätzen analysiert werden (Diese werden ja auch von Groh besonders geschätzt). Das *"Kosten-Nutzen"* Prinzip werde dabei nicht nur auf ökonomisches Verhalten, sondern auf alle Beziehungen und sozialen wie kulturellen Tätigkeiten angewendet. Dem Individuum werde die Fähigkeit und das Bewusstsein zugestanden, zwischen privatem und kollektiven Nutzen zu unterscheiden und abzuwägen. Erst durch den Einbezug der individuellen Entscheidungsebene könne analysiert werden, wie die soziale Logik einer Gesellschaft Normen und Sanktionen prägt und sich diese auf Verhaltensweisen auswirken, sowie umgekehrt von diesen beeinflusst und verändert werden. Dies gilt besonders dann, wenn ökologische Modelle wie ausgeglichene Beziehungen zur Umwelt und langfristige Erhaltung dieser im Zentrum eines Systems stehen.

Bauern investieren kontinuierlich, kurz- wie langfristig, in öffentliche wie private, mehr oder weniger ökonomische Bereiche, unter Abwägung des Einsatzes und des möglichen Gewinnes sowohl in materieller wie in ideeller Hinsicht. Je nachdem wie breit sich die Sicherheitsmargen präsentieren, wird der Bauer riskantere oder vorsichtigere Investitionen tätigen. Das Wunschziel wird aber immer die Erhöhung des durchaus nicht als fix betrachteten Subsistenzniveaus sein.

Grundlegend für die Modelle der *"moral economy"*, wie demjenigen von Groh, ist die Annahme einer geschlossenen Dorf- oder Stammesgesellschaft. Die Kritiker dagegen gehen davon aus, dass in der Mehrzahl der Fälle Dorfgemeinschaften geschichtet sind, mit mehreren Ebenen der Subsistenz je nach Schicht- oder Klassenzugehörigkeit. Ein Erklärungsversuch für die Investitionsfreudigkeit der Bauern wäre dann das Interesse an einem Aufstieg oder an der Vermeidung des Abstiegs.

Viele Beispiele der *"moral"* sowie der *"political economists"* sollen nachweisen, wie schwierig es sei, Bauern mit Neuerungen vertraut zu machen. Diesen können jedoch mindestens ebensoviele gegenübergestellt werden, die aufzeigen, wie Bauern aus eigener Initiative, ohne sich in einer Krisensituation zu befinden, Neuerungen übernahmen oder gar selber entwickelt haben, nur um ihr Produktionsniveau zu erhöhen. Genau diese autogene Entwicklungsmöglichkeit einer Subsistenzgesellschaft vermag Grohs Ansatz nicht zu erklären. Er muss auf externe Faktoren (und seien es Krisensituationen) zurückgreifen.

Gibt es nun aber die geschlossene Dorfgemeinschaft gar nicht? Wir können das sicher nicht abschliessend beantworten. Bis jetzt jedoch lassen detailliertere Untersuchungen aller angeführten Beispiele auf eine sehr vielschichtiger Realität schliessen.

8. Schluss

Obwohl es scheinen mag, wir Waldbesitzer würden am liebsten unser Revier hermetisch abgeriegelt wissen und wir hätten zum Ziel, jeden Besucher möglichst schnell herauszuekeln, finden wir Zusammenarbeit und Anregungen über die Fachgrenzen hinweg etwas vom wichtigsten und fruchtbarsten. Dies gilt gerade bei einem für uns so zentralen Thema wie Subsistenz (die Uebernahme und Anpassung von Begriffen wie dem der *"Moral Economy"* weist ja auf unsere eigene Unverfrorenheit hin). Den Ansatz und das Vorgehen von Dieter Groh betrachten wir jedoch als unglücklich.

Um nochmal zusammenzufassen:

Nicht dass Risikominimierung als Strategie existiert, interessiert, sondern was im einzelnen Fall damit bezweckt wird und welchen Stellenwert sie gegenüber anderen Strategien hat. Es muss geklärt werden, wer sie anwendet, wann - ob zum Beispiel nur unter bestimmten Umständen - und wie. Dies nicht aus Differenzierungswut um der Differenziertheit willen, sondern um aufzuzeigen, dass das Gewicht auf die Vielgestaltigkeit von Subsistenzgesellschaften gelegt werden muss und diese nicht einfach als pauschale Lückenbüsserkategorie negativ abgeleitet werden können. Der Anteil und das Wirken der *"sozialen Logik"* am Prinzip, an der Oekonomie und an der Gesellschaft muss vorerst definiert und im Einzelfall untersucht werden. Nicht von der

Geschlossenheit und Statik von Gesellschaften muss ausgegangen werden, sondern von ihrer Vernetzung einerseits und ihrer inneren Wandelbarkeit andererseits, damit zum Beispiel Veränderungen nicht nur auf externe Faktoren zurückgeführt werden müssen.

Sicher, dies sind Erkenntnisse, die sich in der Ethnologie erst in den letzten 10-15 Jahren, zum Teil mühsam, durchsetzen. Gerade deswegen ist Fachfremden ein vorsichtiger Umgang mit der Literatur zu empfehlen, unter Berücksichtigung sowohl der Besonderheit ihrer Entstehung wie vor allem auch ihrer Entwicklung.

Waldbesitzer können auch als Führer wirken, die gerne Besucher herumführen und auf die Eigenarten ihrer Umgebung aufmerksam machen. Auch die Erweiterung und der Ausbau zu einem vielgestaltigerem Ökosystem setzt die Kenntnis der vorhandenen Vegetation und ihrer Entwicklungsgeschichte voraus.

Literaturliste

BENNET J.,
The Ecological Transition. Cultural Anthropology and Human Adaptation.
New York 1976.

DE SARDAN,
Unveröffentlichter Vortrag.
Paris 1986.

ELLEN R.F.,
Environment, Subsistence and System. The Ecology of Small-Scale Social Formations.
Cambridge 1982.

FRANK A.G.,
On Dalton's "*Theoretical Issues in Economic Anthropology*".
Current Anthropology V.11, N° 1, 1970: 67-71.

GODELIER M.,
Rationalität und Irrationalität in der Oekonomie.
Frankfurt a.M. 1972.

GROH D.,
Strategien, Zeit und Ressourcen, Risikominimierung, Unterproduktivität und Mussepräferenz - Die zentralen Kategorien von Subsistenzökonomien.
In: Strategien von Subsistenzökonomien.
Schweizerische Gesellschaft für Wirtschafts- und Sozialgeschichte, Heft Nr. 5, 1986: 1-38.

HARTMANN J.,
Subsistenzkrise und Rebellion: Eine Kritik der "*Moral Economy*" bäuerlicher Gesellschaften.
Bielefeld (WP N° 4) 1981.

MALINOWSKI B.,
Argonauts of the Western Pacific.
London 1972 (I: 1922).

- MAUSS M.,
Essai sur le don.
Paris 1923-24.
- MCCLOSKEY D.N.,
English Open Fields as Behavior Toward Risk.
In: P. USELDING (ed.), Research in Economic History, N° 1, 1976: 124-170.
- MEILLASSOUX C.,
The Development of Indigenous Trade and Markets in West Africa.
Studies presented at the 10th International African Seminar of Fourah Bay College, Freetown 1971.
- MESMER B.,
Risikominimierung, Unterproduktivität und Mussepräferenz: Einige Bemerkungen zu den Thesen Dieter Grohs.
In: Strategien von Subsistenzökonomien.
Schweizerische Gesellschaft für Wirtschafts- und Sozialgeschichte, Heft Nr. 5, 1986: 43-48.
- MIGDAL J.B.,
Peasants, Politics and Revolution. Pressures Toward Political and Social Change in the Third World.
Princeton 1974.
- ORLOVE B.S.,
Ecological Anthropology.
Annual Review in Anthropology, N° 9, 1980: 235-273.
- POLANYI K.,
The Great Transformation. Politische Ursprünge von Gesellschaften und Wirtschaftssystemen.
Frankfurt a.M. 1978 (I: 1944).
- POPKIN S.L.,
The Rational Peasant. The Political Economy of Rural Society in Vietnam.
Berkeley 1979.
- RAPPAPORT R.,
Nature, Culture and Ecological Anthropology.
In: L. SHAPIRO (ed.), Man, Culture and Society.
London/Oxford/New York 1971: 237-267.
- RAPPAPORT R.,
Ecology, Adaptation and the Ills of Functionalism.
Michigan Discussions in Anthropology, N° 2, 1977: 138-190.
- SCOTT J.C.,
The Moral Economy of the Peasant. Rebellion and Subsistence in South-East Asia.
New Haven/London 1976.
- STEWART J.,
Cultural Ecology.
In: International Encyclopedia of the Social Sciences, N° 4, 1968: 334-344.

STEWART J.,
The Concept and Method of Cultural Ecology. Levels of Sociocultural
Integration.
Urbana Ill. 1973.

THOMPSON E.P.,
The Making of the English Working Class.
New York 1966.

VAYDA C., RAPPAPORT R.,
Ecology, Cultural and Noncultural.
In: J. CLIFTON (ed.), Introduction to Cultural Anthropology.
Boston/New York 1968: 476-498.

WOLF E.,
Peasants.
Englewood Cliffs 1966.

